

Mitten im Gesetz

Autor(en): **Müller, Paul Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **11 (1969)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mitten im Gesetz

Von Paul Emanuel Müller

Der Abschied von München ist Rilke leicht gefallen. Er hat diese Stadt nie besonders geliebt. 1914 war er dorthin gekommen, zu Beginn des Weltkrieges, und dieser hat ihn verstummen lassen. Die Un-Natur des Menschen war darin hervorgetreten, hart und kalt. Niemand war da, der dieses unheimliche Geschehen wie er als einen von allen Seiten geschürten Wahnsinn auch nur geahnt hätte und bereit gewesen wäre, in Verantwortung die

Menschen. Aber auch jetzt sah er sich sofort wieder enttäuscht. Die Einzelnen schlossen sich zur Herde zusammen, und aus ihr sprach die Trübung und Unberatenheit des Menschlichen. Jenen, die aus dem Felde kamen, wurde eine Heimkehr im eigentlichen Sinne unmöglich. Das Geschehen wandelte sich, kaum begonnen, zur Lüge. Der Friede zerbrach. Seine reine Größe, welche nach der wirren Ungeheuerlichkeit des Krieges sich hätte zum Segen auswirken sollen, wurde in den neuen Bedrängnissen zerstört. Jetzt, da nur das Weiseste und Erwogenste hätte zur Wirkung kommen dürfen, wagte politischer Dilettantismus das Experiment.

So intensiv der Dichter das Geschehen auch erlebte, so war es ihm seiner eigenen Natur nach nicht möglich, sich zu erheben. Alles, was er dagegen zu stellen vermochte, war sein Werk, von dem er wußte, daß es hier nicht entstehen konnte, hier, wo er zu intensiv von allem durchbrochen und im Innern zersetzt zu werden drohte. Er wußte, daß er der Stille und Einsamkeit bedurfte, wenn er das fortsetzen wollte, was vor dem Kriege begonnen worden war und noch immer da und dort als Gültiges aufklang — besonders in den wenigen Strophen, die er in dieser letzten Münchner Zeit schreiben konnte. Sie stehen an der Nahtstelle zwischen dem Eilenden, dem Treibenden der Gegenwart und dem immer Bestehenden, das groß ist, weil es der Stille gehört, in welche die Wandlung einmündet wie ein Gnadengeschenk:



Rainer Maria Rilke

ernste Sorge zu teilen. Von der Revolution, die unmittelbar auf den Krieg folgte, erwartete er ein einfaches, reines Ins-Rechtsetzen des

Wir wenden uns an das, was uns nicht weiß:
an Bäume, die uns traumvoll übersteigen,
an jedes Für-sich-Sein, an jedes Schweigen —
doch grade dadurch schließen wir den Kreis,

der über alles, was uns nicht gehört,
zu uns zurück, ein immer Heiles, mündet.
O daß ihr, Dinge, bei den Sternen stündet!
Wir leben hin und haben nichts gestört . . .

Ende Mai 1919 erhielt Rainer Maria Rilke eine Einladung der Gräfin Dobrzensky zum Besuch und längeren Aufenthalt in ihrem gastfreundlichen Hause am Genfersee. Wenig später traf eine freundliche Aufforderung des Lesezirkels Hottingen ein zu einem Vortragsabend auf den 27. Oktober 1919 in Zürich. Dadurch wurde ihm alles nochmals und klar bewußt: die unbeschreibliche und schließlich vergebliche Spannung nach allen Seiten, der Lärm und das bösertige Gedränge des Umsturzes, hinter dem doch zuletzt kein Wille zu wirklicher Veränderung und Erneuerung stand, den zu teilen und mitzumachen er ja nur zu bereit gewesen wäre. Jetzt bedachte er die Aufgaben, die ihm gestellt waren und denen er sich seit fünf Jahren gelähmt und gehemmt gegenüberstehen sah, ohne sich zu einer innersten Leistung aufraffen zu können. Und da wuchs mit dem Wunsch nach einer gründlichen äußeren Veränderung der Plan zu einer Reise in die Schweiz, als in ein fremdes, vom Kriege nicht unmittelbar betroffenes Land, nach seinen Landschaften, Städten, Strömen, Brücken und Waldungen. Der Anschluß an die Natur, den er in den schmerzvollen letzten Jahren am leidensten verloren hatte, sollte wieder vollzogen werden. Das heißt aber nicht, daß er sich verführen lassen wollte. Er wußte, daß Baum und Feld und Abendlandschaft in gleicher Weise unberührt waren von dem unseligen, verheerenden, tödenden Menschen wie auch von dem Wohlgesinnten, Aufbauenden, Gesegneten. Gerade dieser unberührte, unbeirrbar, stete Gang der Natur im Zeitlosen aber lockte ihn. In dieser ihrer heiligen und gründlichen Beschäftigung fand er die Parallele zum friedlich Wirken und Schaffenden, als den er sich sah.

Schon am 11. Juni 1919 reiste Rilke in die Schweiz. Wenn auch der erhoffte Anschluß an die Natur nicht so ohne weiteres und – wie sich später herausstellen sollte – erst auf einem Umwege vollzogen werden konnte, so ergriff

ihn doch sehr rasch ein Gefühl der Freiheit und Erneuerung an Leib und Seele.

In Zürich überfiel ihn die Bahnhofstraße mit tausend Verlockungen. Den Konditoreien freilich war leichter zu widerstehen als den reinlichen, überfüllten Schaufenstern der Parfümerien. Wenn wir einer Briefstelle des Dichters glauben dürfen, verbrachte er halbe Tage damit, die Namen Houbigaut, Roger und Gallet und Pinaud zu lesen.

Dann aber fand er die französische Buchhandlung an der Rämistraße, der er während seiner ganzen Schweizer-Zeit die Treue halten wird, fand er in den Kunstsalons einige Bilder, vor denen zu verweilen es sich lohnte, und schließlich – nach kurzen Aufenthalten in Nyon und Genf – auch die Stadt, die ihm durch ihre einheitliche Schönheit und ihre reiche Geschichte auch den Weg zu den Menschen finden ließ: Bern. Er nannte sie eine alte, ständige, in manchen Teilen noch ganz unverdorbene Stadt mit allen Eigenschaften zuverlässigen und tätigen Bürgertums, bis an ein recht hohes Selbstbewußtsein heran, das sich in gleichgesinnten Häusern ausspricht, die sich nach den Gassen zu über ihren Steinlauben etwas verschlossen spreizen, aber nach der Aare hin in den schönen Gartenfronten mitteilssameren und offeneren Sinnes sind.

Zum Glück fand er dort einheimische Freunde. Sie enthoben ihn der Hotelatmosphäre und halfen ihm durch ihre Gastfreundschaft, diese Stadt zu verstehen. Voll Beglückung erkannte er ihre Einstimmigkeit in der architektonischen Anlage und gab sich dem Gefühl der Behütung, das von den festen Mauern in der Schlaufe der Aare und mehr noch von den Steinlauben ausgeht, die – um mit Rilke zu sprechen – «noch den Verkehr in ihren Schutz einbeziehen, so daß draußen nur die Märkte bleiben und die wunderbar bildlichen Brunnen, die sogar das Wasser bürgerlich machen».

Der Begriff des Bürgers hatte für Rilke noch keineswegs den herabsetzenden Beigeschmack, den man heute leider und fälschlicherweise damit verbindet. Der Dichter leitete ihn ab von Verbürgtheit und dachte dabei durchaus an

das Solide und Bewährte, an Qualität und Unbestechlichkeit.

Aber auch für die Schweiz und den Schweizer wuchs sein Verständnis. Er glaubte zu erkennen, daß in jedem Einzelnen auch gleichzeitig das Volk gegenwärtig sei und sich so das Allgemeine und das Besondere gegenseitig durchdringen. In den Menschen fand er etwas von der Konsistenz und Härte des Gebirges und bekannte, daß die Geschichte unseres Landes voll Naturkraft und in den entscheidenden Momenten von jener Unwiderstehlichkeit gewesen sei, mit der die Wildbäche in den Talschaften ankommen.

Die Landschaft erschloß sich allerdings dem Dichter auch jetzt noch sehr langsam und schwer. Viele Mißverständnisse waren zu überwinden. Er war kein Mensch der Berge. Ihre Vielgestaltigkeit war ihm ein Hindernis, welches den Zugang zu überschaubaren Formen verwehrte. Mehr und mehr aber vermochte er doch da und dort einen reinen Umriß zu erkennen unter dem hellen Himmel und fand sich deshalb gerne bereit, noch mehr zu leisten, um in sich die fühlbare Parallele zu schaffen, welche das unmittelbare Erleben erst möglich macht. Ein Bekannter hatte ihm von Soglio erzählt und war nicht müde geworden, diesen Ort in den Bündner Bergen zu loben. Rilke entschloß sich zur Fahrt.

Am 24. Juli reiste er unter grau verhängtem Himmel von Zürich ab. In St. Moritz empfingen ihn Regen und scharfe Kälte. Frierend bestieg er den kleinen Reisewagen und hüllte sich in den Pelz, den ihm sein Freund, der erfolgreiche russische Tänzer Sacharow in München, für die Fahrt ins rauhe Gebirge mitgegeben hatte. Im Oberengadin, in Sils-Baselgia, erwartete ihn die Schauspielerin Inga Junghaus aus Kopenhagen. Sie hatte Rilkes Roman «Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» ins Dänische übersetzt und wohnte hier mit ihrem Gatten, einem deutschen Maler.

Rilke blieb drei Tage und genoß die Gastfreundschaft des aufmerksamen und begeisterungsfähigen Paares. Erinnerungen an Paris wurden aufgefrischt, an Rodin, André Gide und Trubetskoy, an Worpswede, an das Meer,

an Skandinavien und den Umgang mit niederdeutschen Fischern, von denen der Dichter manches zu berichten wußte, was zu vielem und herzlichem Lachen Anlaß gab. So gelang die von Rilke ersehnte Verbindung mit der Vergangenheit. Schon am zweiten Abend erzählte er seinen Gastgebern – jetzt mit großem Ernste – von dem Schloß Duino. Dort, an der Adria, westlich von Triest, hatte er als Gast der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe vom Oktober 1911 bis Mai 1912 gewohnt und die Stille und Einsamkeit gefunden, in welcher ihm der Anfang zu den Duineser Elegien geschenkt worden war. Das Schloß war im Kriege völlig zerstört worden. Aber sollte es ihm nicht hier in der Schweiz möglich werden, ähnliche Bedingungen zu finden, die ihn die damals begonnene Arbeit fortsetzen, ja vielleicht abschließen ließen? – Die erste flüchtige Hoffnung wandelte sich zu schwacher, aber vertrauender Gewißheit; und Rilke las «unter dem Schein der einzelnen Kerze, die in einem alten eisernen Engadiner Leuchter flackerte», aus seinen Elegien-Fragmenten vor.

Der Morgen des 26. Juli war kühl und klar. Das Dorf mit seinen weiten, starken, schönen Häusern lag noch im Schatten; auf den Bergen aber verbreitete sich schon der strahlende Glanz, welcher das Engadin auszeichnet. Rilke nahm von seinen Freunden Abschied und bestieg die Postkutsche. Die letzte Erstarrung, welche noch von der Münchner Zeit her seine Züge geprägt hatte, war von ihm gewichen. Mit einem fröhlichen Scherz und mit dem vertrauten, hellen und warmen Lachen setzte er sich zwischen die Reisenden. Die Fahrt führte dem spiegelnden See entlang dem Malojapaß zu. Hier verließen ihn die unbekanntenen Begleiter. Er konnte sich jetzt ganz dem Genusse des sonnenbestrahlten Tales überlassen. Den kurzen Aufenthalt in Vicosoprano benützte er zu einem Rundgang. Er verlief verheißungsvoll: die alten, mit Wappen geschmückten Bauten deuteten auf eine reiche geschichtliche Kultur des Tales. Rilke betrachtete alles eingehend. Jene Ahnungen von Vergangenen wurden ihm geweckt, die es

Hotel Willy, Soglio
Palazzo Salis



ihm jeweilen erst ermöglichten, in neuer Umgebung zu verwurzeln.

Auch in Promontogno begegneten ihm Zeugnisse alter Geschichte. Doch die Suche nach einem Transportmittel für sich und sein Gepäck nahm seine Zeit und seine Kräfte in Anspruch. Endlich konnte er einen Fuhrmann und einen ländlichen kleinen Gepäckwagen ausfindig machen. Der trug ihn rüttelnd und schüttelnd durch einen ausgefahrenen Holperweg unter ausladenden weiten Kastanienbäumen der Bergschulter von Soglio zu.

In begeisterten Schilderungen und unermüdlichen Abwandlungen hat Rilke seinen Freunden die ersten Eindrücke von der kleinen Siedlung unter dem südlichen Himmel mitgeteilt. Es lohnt sich, darin zu lesen und einige davon vergleichend nebeneinander zu stellen:

«Eine Karte der Schweiz zeigt Ihnen leicht die Verhältnisse des Bergells, die Eile dieses Tales, bei Italien anzukommen; über der Talschaft nun liegt, auf halber Bergeshöhe, dieses kleine mit Gneisplatten eingedeckte Nest, eine (leider protestantische und also leere) Kirche am Abhang, ganz enge Gassen; man wohnt mitteninnen, in dem alten Stammhause der Salis (Linie Soglio), in den alten Möbeln sogar, und zum Überfluß hat der Palazzo einen französischen Terrassengarten mit den alten Steinrändern, traditionell beschnittenem Buchs und einem Gedräng dazwischen der heitersten Sommerblumen. Ein anderes Mal aber muß ich Ihnen von den Kastanienwäldern erzählen, die sich, die Hänge hinab, gegens Italienische zu, in großartiger Schönheit hinunterziehen.»

«Darauf entdeckte ich mir den alten Garten, der neben schöner Vernachlässigung leider auch schlechte aufweist...; aber die Buchsbaumrahmen der Rasenstücke sind noch von dem herkömmlichen Schnitt, und aus hochgewachsenem Buchs sind Architekturen gebildet, der alten verfallenen Mauer entlang. Dazwischen stehen viele Landblumen, halbverwilderte Rosen, Nelken, Johannisbeersträucher mit reifen Beeren und ein paar Kirschbäume voll hellroter Glaskirschen. Und zwischen dem allem der wunderbare graue Gneis, der die Terrassen trägt, eine Treppe bildet, vier zerfallene Stufen; eine über das Wachstum still hinausgeschobene Vase...»

«Ich muß überall ein Leben beginnen dürfen und mich der Einbildung ausliefern, daß an dieser Stelle und an jener, soll sie mir nur einigermaßen zuträglich und zutraulich werden, unendliche Vergangenheiten sich abgespielt haben, die, mit einem Zweige mindestens, mir zu- und in mich einwachsen wollen, als wären meine eigenen oder die meiner Familie. So wars schon vor dem Kriege in Spanien in ganz eindringlicher Weise, die es mit sich brachte, daß ich nach einem halben Jahr mit Überwindung fortging. Und so ists nun in diesem sehr besonderen Bergnest, das ich Ihnen ja neulich meine vorgestellt zu haben. Alte Häuser, alte Dinge können dann die zwingendste Macht über mich bekommen, der Geruch alter Schränke und Schubfächer atmet sich so familial ein, ich erzählte Ihnen ja, was hier alles von dieser Art herumsteht —, ich schilderte Ihnen Boiserien, Stucs, mein Säulenbett nicht wahr? und den alten Garten, in dessen zugeschnittenen Buchsrahmen der wilde Blumensommer sich erneut und aufdrängt...»

Diese Briefstellen zeigen die eigentümliche Art, mit der Rilke sich die neuen Umgebungen im eigentlichsten Sinne zu eigen machte. Sie ist derjenigen Goethes verwandt. J. R. von Salis schreibt in seinem Buch «Rainer

Maria Rilkes Schweizer Jahre»: «Man weiß, daß Rilke jedesmal, wenn er eine Ortschaft besuchte, sich zu orientieren pflegte über die Topographie, daß er die Daten ihrer Geschichte und ihrer Bauwerke in Erfahrung zu bringen suchte, nach den alten Häusern forschte, sich die Familienwappen merkte, endlich, daß er einen Ort nicht verließ, ohne den Kirchhof besucht und die alten Grabsteine entziffert zu haben.» Indem der Dichter die Vergangenheit in sich einmünden ließ, wuchs er in die Gegenwart hinein, insofern sie groß und göltig war, und erlebte ahnend schon das Zukünftige, das sich knospenhaft darin ankündigte.

Auffallend ist, wie sich Rilke hier in Soglio in fast allen seinen Äußerungen auf den kleinen Kreis von Dorf und Kirche, Haus und Garten beschränkte. Von dem weiten Tale vernennen wir nur, daß es ein «südlicher Himmel» überwölbe und Eile habe, in Italien anzukommen. Das war dem Dichter aber genug, um in der Landschaft eine Verwandtschaft mit Spanien und vor allem auch mit Italien zu empfinden, wo seine Elegien begonnen worden waren. Von den Bergen hören wir auch jetzt noch nichts oder doch nichts Schmeichelhaftes: «Was für Ansprüche machen diese Seen und Berge, wie ist immer etwas zu viel an ihnen, die einfachen Augenblicke hat man ihnen abgewöhnt. Die Bewunderung unserer Groß- und Urgroßeltern scheint an diesen Gegenden mitgearbeitet zu haben, die kamen da aus ihren Ländern hergereist, wo es sozusagen ‚nichts‘ gab, und hier gab es dann ‚Alles‘, in Pracht-Ausgaben. Lieber Himmel: eine Salon-Tisch-Natur eine Natur mit Auf und Ab, voller Überfluß, voller Verdoppelung, voll unterstrichener Gegenstände. Ein Berg? bewahre, ein Dutzend auf jeder Seite, einer hinter dem anderen; ein See: gewiß, aber dann auch gleich ein feiner See, bester Qualität, mit Spiegelbildern reinsten Wassers, mit einer Galerie von Spiegelbildern, und der liebe Gott, als Kustos, eines nach dem anderen erklärend; wenn er nicht gerade als Regisseur beschäftigt ist, die Scheinwerfer des Abendrots nach den Bergen zu richten, von wo den ganzen Tag der

Schnee in den Sommer hineinhängt, damit man doch so recht alle ‚Schönheiten‘ beisammen habe. Denn der Winter hat doch die seine, und so ists das Vollkommenste, ihn nicht zu entbehren, während man mitten in den gewärmten Genüssen des Gegenteils sich geborgen fühlt.»

Diese ironische Schilderung ist allgemein gemeint, aber sie ist in Soglio geschrieben worden, knappe dreißig Jahre, nachdem hier Giovanni Segantini – es war im Sommer 1897 – sein großes Werk «armonie della vita» zu malen begonnen hat. Dieses Bild führt unseren Blick von der Bergterrasse von Soglio auf die Sciora und enthüllt uns eine der vollkommensten Landschaften, die sich denken läßt. Allerdings – und hier würde wohl der Maler dem Dichter eine Strecke weit recht gegeben haben – war diese Einheit erst möglich geworden durch die stilisierende Arbeit des Künstlers. Er hat zwar die Hauptformen der Landschaft beibehalten, die Höhe der Berge aber um mehr als die Hälfte verringert, den Einschnitt des Bondascatales gemildert und die Waldrücken verlängert, um so eine noch vollendetere Harmonie der Formen und Linien zu erreichen, als die Wirklichkeit sie zeigt.

Angeregt durch die Lektüre des 1914 von Wilhelm von Mühlton geschriebenen Buches «Die Verheerung Europas», beschäftigte sich Rilke auch in Soglio noch mit dem Weltkrieg und der Revolution. Es war ihm wichtig, hier alles zu Ende zu denken. Nur so konnte er die Verbindung mit den vor dem Kriege begonnenen Arbeiten möglich machen. Er wollte vor allem verstehen, warum der Einzelne und oft sogar der Intellektuelle, der geistige Mensch als ein Treibender und Schürender in den Ereignissen stand. Lag der Grund für diese Ungeduld vielleicht nicht in den verfehlten und verfahrenen Verhältnissen der menschlichen Dinge, so fragte er sich, und bestand nicht sogar die ernsthafte Notwendigkeit, daß dieses und jenes, ja fast alles an der Wurzel geändert werden sollte? Durch die in ihrem Bestand träge gewordenen Einrichtungen war das Leben verdrängt worden. Unwichtiges, Kleinliches, Fremdes hatte sich vor das Wesentliche

gestellt. Deshalb verlangten die ursprünglichen Kräfte ihr Recht und riefen den großen Sturm, der alles Hinderliche und Hinfällige niederreißen und Raum schaffen sollte für das unendlich junge, unendlich gute und entschlossene schöpferische Gestalten. Das einzige denkbare und vielleicht sogar mögliche Gegengewicht des fürchterlichen Krieges wäre es gewesen, so folgerte er, wenn eine neue, zum Anderssein bereite Gesinnung der Menschlichkeit an mehreren Stellen der erschütterten und beirrten Welt da und dort aufgetreten und durchgedrungen wäre. Aber dieser zunächst freudige Andrang wandelte sich schnell zu Verzweiflung und Sinnlosigkeit. Die materiellen Bestrebungen überlagerten die geistigen. Die Impulse der Rache erwiesen sich als stärker. Fast alle die wertvollen, welche die edle Vision der Menschlichkeit voranzutragen meinten, wurden in die Wirbel des wirren, verwickelten Kampfes hineingerissen und gingen unter. Das Gift des abgestandenen Krieges hatte in das Land zurückgeschlagen und reizte weiter und weiter zu den verderblichsten Handlungen. In diesen Überstürzungen fand der unbeirrt Geistige keinen Raum, in dem er sich hätte bewegen können. Sein Platz war weder bei den gewissenlos Drängenden noch bei denen, die mit alten, nicht weniger ungerechten und unmenschlichen Mitteln dem oft verbrecherisch ausbrechenden Wahnsinn entgegentraten. Die Zukunft war weder bei diesen noch bei jenen. — Hätte also der geistige Mensch nicht von vorneherein Gegner und Leugner der Revolution sein sollen? Er hätte jedenfalls wissen müssen, wie langsam sich alle Veränderungen von dauernder Bedeutung vollziehen, wie unscheinbar und, eben durch ihre Langsamkeit, fast unsichtbar sie sind und wie die Natur, die geistige, in ihrem aufbauenden Betreiben, Gewalt kaum irgendwo aufkommen läßt. «Der Geistige», bekannte Rilke, «ist in jenem anderen geduldigen Verstand der Zukunft zugeschworen, daß er in den Herzen jene leisen, heimlichen, zitternden Verwandlungen vorbereitet, aus denen allein die Verständigungen und Ewigkeiten einer geklärten Ferne hervorgehen werden.» Was jetzt

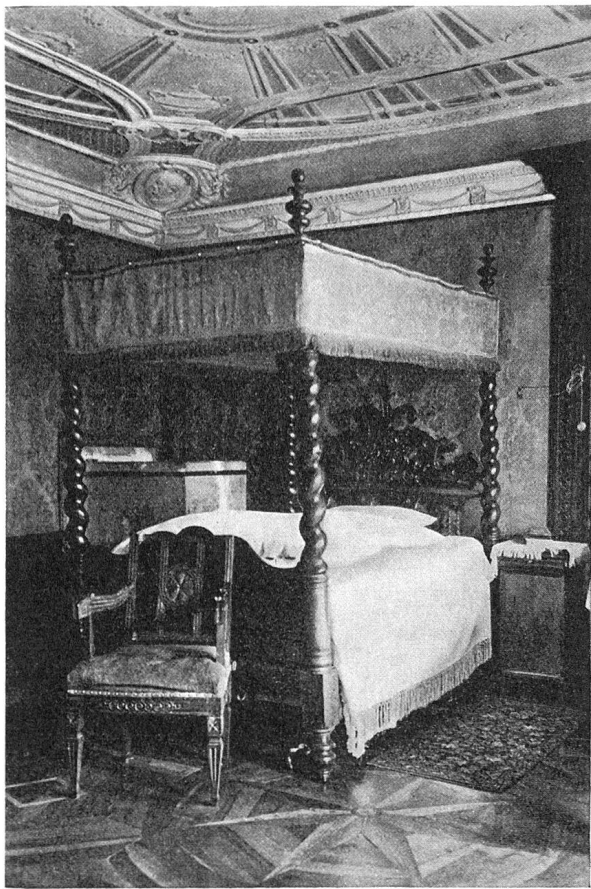
durch den Einzelnen geschehen soll, ist, daß er an der ihm zugewiesenen Stelle aufzubauen versucht. Die wahren Fortschreitenden waren ihm jetzt der einfach wieder hobelnde Tischler, der wieder hämmernde Schmied, der wieder rechnende Kaufmann. Der reine Revolutionär, so sagte er und bemühte sich, seine zeitlosen und leider noch heute unpopulären Erkenntnisse in die Sprache der Gegenwart zu kleiden, die reinen Revolutionäre sind jene, die sich, jeder an seinem Platze, still und tätig und werkliebend bemühen, die sich irgendwo an die Natur, ans Starke, ans Strebende, ans Helle mit unbedingter Bereitschaft anschließen und in arglosem Sinne vorwärts wirken, sei es im Geringsten, im Täglichen. Die aufgerissenen Wunden heilen nicht dadurch, daß man Fahnen in sie einpflanzt. Sie brauchen Zeit.

Der Dichter glaubte, daß es besonders der Frau gegeben sein könnte, «in sich zu wohnen, in den konzentrischen Kreisen ihres in sich heil und zurückkehrenden Wesens». Sie sollte sich deshalb darum bemühen, den Mann, der sich immer wieder den Versuchungen des Vergehenden hingibt, hinein zu nehmen ins Seiende und so zu erlösen.

In der Anerkennung des evolutionären Gedankens an Stelle des revolutionären, in der Liebe zum organischen Wachstum und der Abwendung von aller eruptiven Veränderung erweist sich die Verwandtschaft Rilkes mit Goethe. Im geduldigen Sich-Hinneigen zu den «leisen, heimlichen, zitternden Verwandlungen» zeigt sich die gleiche vornehme und verstehende Haltung, wie wir sie von Adalbert Stifter her kennen, seiner Ehrfurcht vor dem sanft waltenden Gesetz. In dem Zurücktreten Rilkes aus dem Treibenden der Zeit in die Behütung des eigenen Herzens, um dort eine Stätte vorzubereiten, aus denen «die Verständigungen und Einigkeiten einer geklärten Ferne hervorgehen werden», sehen wir die Nähe zu Franz Grillparzes Gestalten der Selbstbewahrung. Aber auch Rilkes Landschaftsempfinden läßt sich von hier aus verstehen, seine Liebe zu einer fast kargen Harmonie, zur ausgeglichenen, einfachen und reinen Kontur,

seine Abneigung gegen allen Überschwang und gegen alles Zu-Vielgestaltige, Zerteilte. Dem Einheitlichen, ihm gehörte sein Wesen. Er war ganz auf Gleichgestimmtheit angelegt.

Auch die anderen Äußerungen zur Zeit, die Rilke in Soglio getan hat, stehen im selben Zusammenhang. Den Expressionisten verstand er jetzt als einen explosiv gewordenen Innenmenschen, der die Lava seines kochenden Gemütes über alle Dinge gießt. Die zufällige Form, in der die Krusten erstarren, konnte für Rilke nicht der neue, der künftige, der gültige Umriß des Daseins sein. Der Dichter sah den



Hotel Willy, Soglio. Schlafzimmer von R. M. Rilke im alten Palazzo Salis-Soglio.

Expressionisten als einen Verzweifelten, den man, wenn er es ehrlich meint, auswüten und gewähren lassen muß, wobei allerdings die Gefahr besteht, daß der Blick von dem zarten Wachstum dessen abgelenkt wird, was wirk-

lich nach und nach als Zukunft sich herausstellen muß. Ganz widerlich hat aber Rilke die kommerzielle Auswertung dieser Erscheinung empfunden.

In der Abgeschiedenheit von Soglio gelang Rainer Maria Rilke das Bekenntnis zur «Ununterbrochenheit und Innerlichkeit, die das Gestein hat im Innern der Berge, wenn es sich zum Kristall zusammennimmt». Und er begann das Mineral zu bewundern und als etwas Kreatürliches zu verstehen, dem es gewährt ist, beschäftigt zu sein, jahrelang, mitten im Gesetz, und dem in diesem Schaffen das Gelingen geschenkt ist, Klarheit und Form. Dafür aber, daß er selber mitten in das Gesetz sich einfinden konnte, arbeiteten Garten und Haus des Palazzo in ihrem stummen, seit Jahrhunderten gewachsenen Dasein. Auch seine Gastgeber sorgten dafür. Damit er vom Lärm der Kinder nicht gestört wurde, stellten sie ihm die kleine Bibliothek zur Verfügung. Für Rilke bewährte sie sich wie ein Heiligtum: «Denken Sie nur, was noch sich eröffnen sollte: ein altes, den Gästen sonst nicht zugängliches Bücherzimmer, die alte, hier noch vollständig aufbewahrte Salissche Bibliothek! Ein altmodischer Raum, still, nach dem Garten zu (der durch die offenen kleinen Fenster nun grün hereinscheint und hereinsummt), über dem Kamin ein riesiges Wappenschild der Salisschen Weide, ein altes Spinett davor, in der Mitte ein fester quadratischer Tisch des siebzehnten Jahrhunderts, ihm gegenüber ein großmächtiger Sessel, Louis Quatorze, mit der alten gestickten Polsterung, an einem der drei Fenster war eine wahrhafte eiserne Truhe (der riesige, vielfältig bebartete Schlüssel liegt darauf) – und sonst? Bücher, Bücher, Bücher. Reihen entlang und Schränke voll. Bücher des siebzehnten Jahrhunderts, ja noch viele Schweinsleder-Bände und Bändchen des XVIten (darunter einzelne Aldus und Elzevir); die Memoirenliteratur des achtzehnten in reizenden Lederbänden, der ganze Linné und viel Schweizerisches und Bündnerisches natürlich, auch die Dichter. . . Was soll ich gegen dieses Zimmer tun, in dem ich noch täglich Entdeckungen mache –, und dann ruft mich der Gar-

ten und dann fallen mir die Kastanienwälder ein: es ist kein Auskommen und kein Fertigwerden... Der Moment ist so schön, dieser um-mich-geschlossene Venusberg, darin eine verwilderte Rose die Venus ist und Bücher aufglänzen wie das lockende Gestein im Berg- raum, hat mich in seiner Gewalt.»

Hier hat Rilke Carl Spittlers «Prometheus und Epimetheus» gelesen. Diese Dichtung beschäftigte ihn stark. Noch größeren Eindruck aber haben die Gedichte Albrecht von Hallers auf ihn gemacht, und von Gaudenz von Salis-Seewis war er vollends ergriffen. Gern las er in der alten Ausgabe von 1800, besonders am Abend, wenn eine Stunde sich «gefühliger» geben mochte als sonst. Er las ihn laut, auch wenn er allein war, damit er zu langsamem Vorwärtsgen genzwungen war und Rhythmus und Melodie sich natürlich ergaben. Es war ihm eine Freude, in den schönsten und reinsten Zeilen die Stimme des Dichters «so arm- selig und nachtigallig» zu vernehmen, wie es zu jener Zeit gehört hat und auch zu dem Garten in Soglio, von dem Rilke sagte, er überlebe «überlebender als der einst vom Ewigen be- wegte Dichter».

Das Wertvollste, was Rilke in dem Bücher- zimmer von Soglio geschrieben hat, sind ge- wiß seine Briefe, aus denen hier einige Stel- len zitiert und andere interpretierend behan- delt worden sind. Sie öffnen den Zugang zum Wesen dieses einfachen Menschen, der mit Landschaft und Dingen so sehr verbunden war, daß sich seine Produktivität erst aus den innigsten Verhältnissen ergeben konnte. Hier wären sie vorhanden gewesen. Der Aufenthalt war jedoch zu kurz und von Anfang an, trotz allem Übereinstimmenden, zu provisorisch, als daß auch nur der Anfang zu einer größeren Arbeit hätte gewagt werden können. Unter den wenigen Versen – es waren meist Wid- mungen –, die Rilke den Lesern in seine Bü- cher eintragen durfte, stehen die Zeilen an Frau G. Nölke ganz besonders im Zusammen- hang mit den Gedanken, die ihn in Soglio er- füllt haben. Sie sind eingeschrieben in die «Sonette aus dem Portugiesischen»:

Und Dürer zeichnete das «Große Glück»
ganz übergroß, doch irdisch Stück für Stück,
des Frauen-Leibes fühlendes Gebäude.

Wers überholt und blickt danach zurück,
verliert ein Ewiges: die große Freude.

Beim Lesen dieser Verse denken wir an den Brief, den Rilke von Soglio aus am 30. August 1919 an Lisa Heise geschickt hat. Dort findet sich die Stelle von der vereinsamten Frau, welche die Zuflucht hat, in sich zu wohnen, in den konzentrischen Kreisen ihres heil und zurückkehrenden Wesens, auf die unsere Aus- führungen schon früher Bezug genommen ha- ben. Die Verfehlung des Liebenden wird darin gesehen, daß er gerade nur Atem hat für einen Feiertag und Fassung für das unermeßliche Geschenk einer Nacht. Die Arbeit und schließ- liche Leistung des Liebenden sollte aber darin bestehen, «dieses Geschenk in sich aufzubrau- chen und restlos umzuwandeln, ihm eine Ver- schwiegenheit zu schaffen, die jene unentbehr- liche Unschuld zwischen den Liebenden wie- der herstellt, ohne die sie nicht beisammen bleiben dürfen.»

In Soglio ist aber auch eine kurze, heute kaum mehr bekannte Prosa-Skizze entstanden. Sie trägt den Titel «Ur-Geräusch» und knüpft an eine Kindheitserinnerung an: Unter der Leitung des Lehrers hatte seine Klasse einen primitiven Phonographen gebaut. An Stelle unserer Grammophonplatte diente eine Walze, die mit einer Wachsschicht überzogen und mit einer Kurbel von Hand gedreht wurde. Jedes- mal war es dann ein erschütterndes Erlebnis – auch für die Unruhigsten der Klasse – wenn der eigene Klang «unsicher zwar, unbeschreib- lich leise und zaghaft und stellenweise ver- sagend» zu den Urhebern zurückzitterte. Zehn bis fünfzehn Jahre später erinnerte sich Rilke während einer Anatomie-Vorlesung in Paris angesichts der Kronen-Naht eines Schädels wieder der Spuren, welche das improvisierte Aufnahmegerät – die Spitze einer Borste – in das Wachs geprägt hatte. Durch diese Ge- danken- oder besser Bilderverbindung ange- regt, überlegte sich der Dichter, ob nicht ein Urgeräusch entstehen müßte, wenn der Stift des Phonographen über diese Kronen-Naht ge-

führt würde, eine Musik vielleicht oder doch der Ausdruck von Gefühlen, vielleicht der Ungläubigkeit, der Scheu, der Furcht oder Ehrfurcht. Und auch die weitere Frage klang nun sofort auf: Müßte es nicht möglich sein, alle irgendwo vorkommenden Linien auf diese Weise zu Ende zu ziehen, um sie dann verwandelt in einem anderen Sinn-Bereich herandrängen zu fühlen? Und könnten nicht die Runen der Welt ähnlich aufgezeichnet werden im Gedicht? Freilich, zuvor müßte es gelingen, alle fünf Sinne zu vereinigen zu einem aufnehmenden und wiedergebenden Organ.

Im Herbst mußte Rilke Soglio wieder verlassen. Dieser hochgelegene Ort war kein Winteraufenthalt. Auch der schlechte Stand der Mark erlaubte kein längeres, selbständiges Wohnen. Wohin sollte er ziehen? Nur ungern entschloß er sich, die Gastfreundschaft der Gräfin Dobrzensky zu beanspruchen. In der kleinen Villa am Genfersee war ein ständiges Kommen und Gehen. Ruhe und Alleinsein waren dort nicht zu finden. Doch es blieb keine andere Wahl. Am 23. September nahm er Abschied. Was als Freude begonnen hatte — die kleine alte Bibliothek, so passend und für ihn gemacht —, mußte als Wehmut ausklingen. Eine alte, etwas lottrige Kutsche trug ihn durch einen andauernden Regen zwischen Nebelbänken dem Malojapaß zu. Rilkes Gedanken waren schwer. Alles, was er in Soglio hatte beiseite stellen können, stand wieder belastend vor ihm: die nun seit fünf, sechs Jahren andauernde Unfähigkeit zu schriftstellerischer Arbeit, die Mittellosigkeit und der Zwang, das eigene Leben in den ständig wiederholten Emigrationen zu verzetteln. Er wünschte sich zurück nach Soglio. «Einmal einen solchen Raum für lange, lange, und alle Einsamkeit eines Hauses und Gartens dazu —: Gott schaff es mir. Dies und nichts anderes!» So dachte er, während auf der Malojapaßhöhe das Spätherbstwetter sich vollends dem unwirtlichen Winter zuwandte und frostige Kälte und beißendes Schneetreiben ihn empfingen.

Am folgenden Abend in Chur schien sich das Wetter dann wieder auf die eigentliche Jahreszeit besinnen zu wollen. Aber Rilke ver-

zichtete nun doch darauf, seinen ursprünglichen Plan zu verwirklichen und mit dem Wagen nach Disentis und über die Furka zu fahren, was ihm ermöglicht hätte, von Gletsch an, der Rhone entlang, den Weg von Goethes zweiter Schweizerreise in entgegengesetzter Richtung zu verfolgen. Er bestieg den Eilzug und reiste nach Lausanne. Doch dort ergab sich dann bald die Möglichkeit einer Vortragsreise durch die Schweiz. Sie wurde ein Erfolg. Der Dichter durfte erleben, daß seine Bücher nicht nur gekauft, sondern auch gelesen, ja verstanden und geliebt wurden. Immer wieder öffnete sich ihm auch ein gastfreundliches Haus, wo er für einige Zeit wohnen und arbeiten durfte: Schloß Schönenberg bei Pratteln, Schloß Berg am Irchel und schließlich — durch die Vermittlung von Werner Reinhart in Winterthur — der Turm von Muzot im Wallis, wo unter ähnlichen Bedingungen, wie sie in Soglio bestanden hatten, die in Duino begonnenen Elegien und die Sonette an Orpheus in sehr kurzer Zeit fast wie ein Wunder gelangen.

Literatur

- Rainer Maria Rilke, Briefe 1914–1926, 2 Bände, Insel Verlag, Wiesbaden 1950.
- Rainer Maria Rilke, Gedichte, 1906 bis 1926, Wiesbaden 1953.
- Rainer Maria Rilke, Schriften in Prosa, Leipzig 1927.
- Jean Rodolphe von Salis, Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre, ein Beitrag zur Biographie von Rilkes Spätzeit, Frauenfeld, 3. neu bearbeitete Aufl. 1952.
- Ingeborg Schnack, Rilkes Leben und Werk im Bild, Wiesbaden 1956.
- Christiane Osann, Rainer Maria Rilke, der Weg eines Dichters, Zürich 1941.
- J.-F. Angelloz, Rainer Maria Rilke, Leben und Werk, Übertragung aus dem Französischen von Alfred Kuoni, Zürich 1955.
- Stimmen der Freunde, ein Gedächtnisbuch für «Rainer Maria Rilke», Herausg. Gert Buchheit, Freiburg im Breisgau 1931.